Zeitschrift: Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy

Herausgeber: Schweizerische Philosophische Gesellschaft

Band: 14 (1954)

Artikel: Schellings Schwermut

Autor: Staiger, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-883378

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schellings Schwermut

Von Emil Staiger

Wenn ich eingeladen wurde, in diesem Kreis über Schelling zu sprechen, geschah dies sicher nicht in der Meinung, ich sei imstande, auch nur das Geringste zur Erweiterung und Vertiefung der philosophischen Erkenntnis seines Schaffens beizutragen. Viele unter Ihnen haben ihr Leben seinem Denken gewidmet und sich in Ausgaben seiner Werke, in großen geschichtlichen Darstellungen und Untersuchungen einzelner Fragen die unschätzbarsten Verdienste erworben und Schriften vorgelegt, zu denen ich mich in jeder Hinsicht nur als Lernender verhalten kann. Vielleicht besteht aber das Bedürfnis, daß Schelling auch auf andere Weise sichtbar werde, nicht im Rahmen metaphysischer Problematik und nicht in ideengeschichtlichem Licht, sondern als einer der größten Repräsentanten des Geists der Goethezeit, der wie kein andrer, auch kein Dichter, es sei denn der einzige Goethe selbst, ihr Schicksal in sich ausgetragen und ihren Frühling, ihren Sommer und ihren Herbst erfahren hat. Nur in diesem Sinne darf ich mich hier getrauen, das Wort zu ergreifen. Sie müssen es dabei freilich ertragen, daß auch Begriffe und Kategorien, deren Sinn und Gültigkeit Gegenstand Ihrer Diskussionen sind, nur als Symbole aufgefaßt werden, nicht anders als die Motive der Dichter, die Schellings Zeitgenossen waren. Ich sage damit nicht, auch er sei eigentlich „nur" ein Dichter gewesen. Ich nehme mir nur das Recht, ihn literaturgeschichtlich aufzufassen, und hoffe, damit auch vor Ihnen nichts Ungehöriges zu tun.

In einem Fragment des „Athenäum" vom Jahre 1798 steht Friedrich Schlegels bekannter Satz:

„Die französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters" [1].

---

[1] Friedrich Schlegels prosaische Jugendschriften, hrsg. von J. Minor, Wien 1906, II. Bd. S. 236.

Die französische Revolution würden auch wir zu den größten Tendenzen zählen. Schon beim „Wilhelm Meister" dagegen wären die Ansichten wohl geteilt. Und die „Wissenschaftslehre" Fichtes erhielte vermutlich am wenigsten Stimmen. Vielleicht hat Schlegel aber gerade hier das bedeutendste Zeichen erkannt. Nicht die moralische Energie, auch nicht die eiserne Logik war es, was dieser Schrift in seinen und in seiner Gefährten Augen einen so ungeheueren Glanz verlieh. Sondern es war die Entwicklung allen Seins aus dem einen Prinzip, dem Ich. Die Unterscheidung zwischen absolutem und empirischem Ich, auf die bei Fichte alles ankam, wurde indes sehr bald wo nicht ganz aufgegeben so doch verwischt. Die Sprache des frühromantischen Kreises bezeugt, noch mehr im Rhythmus und im Ton als in ihrer Begrifflichkeit, ein Hochgefühl vermessenster Art, eine göttlich-trunkene Schöpferlust, als sei das Universum wirklich aus mir selbst, wie ich mich fühle, als Traum und Wunder aufgestiegen und sei es mir erlaubt, mich überall in meinem altvertrauten eigensten Besitz zu wissen. Verstand man die „Wissenschaftslehre" so, dann freilich krönte sie eine seit Jahrhunderten angebahnte Entwicklung und schien sie der Neuzeit endlich zum Bewußtsein ihrer lang geahnten Möglichkeiten zu verhelfen.

Wir verzichten darauf, die Linie von der Renaissance und der Reformation bis zur deutschen Romantik und Klassik zu ziehen. Sie ist gebrochen und verläuft durchaus nicht so eindeutig, wie der Historiker zur Erleichterung seines Geschäfts es manchmal wünschen möchte. Doch so viel glauben wir wahrzunehmen, daß das Ich in immer neuer und immer mehr umfassender Weise zum Ausgangspunkt des Denkens wird: als Schauplatz der Offenbarung zuerst, sodann als Ratio, die es wagt, auch Gott vor ihr Gericht zu fordern, und endlich im Sturm und Drang, in ganzer Höhe, Breite und Tiefe als Empfindung, Herz, Gefühl und Wille, als heiliges prometheisches Selbst, das keine Schranken mehr anerkennt und sich als Originalgenie dem Schöpfer ebenbürtig findet. Nicht alle, die damals ihre Stimme erhoben, haben aus diesem Pathos die letzten Folgerungen gezogen. Die meisten lassen es bei einzelnen Explosionen von Kraft bewenden und verstummen angesichts des Widerstands der stumpfen Welt. Die Ernsteren versuchen, zwischen Ich und Nicht-Ich zu vermitteln und festen Boden zu gewinnen. Auch sie vergessen aber nie das „überirdische Vergnügen" Fausts in „Wald und Höhle", das Mephisto in die Worte faßt:

„Und Erd' und Himmel wonniglich umfassen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,

Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle sechs Tagewerk' im Busen fühlen."

Für diesen Ahnungsdrang schien die romantisch verstandene „Wissenschaftslehre" die philosophische Formel zu liefern. Und wenn man sich auch nur selten auf die Abenteuerlichkeiten einließ, die Jean Paul in seiner „Clavis Fichtiana" verspottet hat, es bleibt das Signum der Goethezeit, daß ihr nur wesentlich werden kann, was Ich in mir erfahren, gleichsam neu in Mir erschaffen habe. Die Würde des Begriffs „Erlebnis", die hohe Schätzung der Individualität und ihres unveräußerlichen Rechts, die Forderung, daß ein Kunstwerk eigenartig und unwiederholbar sei, dies alles, was uns eben erst nicht mehr selbstverständlich zu werden beginnt, gehört zum Charakter der großen Epoche und hebt sie von älteren Zeiten ab.

Auch dieser Geist der Goethezeit aber, dessen Physiognomie wir uns einzuprägen versuchen, hat seine Geschichte, Jugend, Reifezeit und Alter. Sehen wir ihrem Beginn in den sechziger oder den siebziger Jahren zu, so schwirrt es in der Luft von Plänen und Entwürfen größten Stils. Ein neuer Himmel und eine neue Erde scheinen sich aufzutun. Das Gegenwärtige und Vergangene bis zurück zur Erstlingsparadieseswonne, die man wiedergewinnen möchte, gilt als nichtig. Der Zukunft als dem Reich der Freiheit gehört das Sinnen und Trachten eines gewaltig aufgeregten Geschlechts.

Doch solche Hoffnungen währen nicht lange. Nach wenigen Jahren schon tritt eine eigentümliche Stille ein. Und in der Stille, die während Goethes erster Weimarer Zeit anhält, bereitet die zweite Phase sich vor, die durch den minder blendenden, aber gediegeneren Versuch charakterisiert ist, sich mit den neuen Schätzen des Herzens, dem Reichtum der Innerlichkeit, im Möglichen, in der Gegenwart einzurichten. Das ist der Augenblick der klassischen Vollendung, des Zeniths, den wir in „Hermann und Dorothea", in Schillers „Lied von der Glocke" verehren, wo auch der Deutsche es zu lernen scheint, sich selber zu genügen und sich die Fülle des Ewigen von der Hand der Stunde reichen zu lassen.

In diesem Augenblick tritt Schelling in die Geistesgeschichte ein, keck, frühreif, unternehmungslustig, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, der, durch bewundernde Freunde verwöhnt, sich zutraut, überall durchzudringen und Schwierigkeiten und Hindernisse mit leichter Hand beiseitezuräumen. In seinen ersten Schriften scheint er noch ganz auf Fichtes Spuren zu wandeln. Doch die moralische Anstrengung, die

Fichte ein Bedürfnis ist, liegt ihm so wenig wie Friedrich Schlegel. Er ist gewohnt, sich überall heimisch zu fühlen und Liebesgrüße zu tauschen und sich zu regen in der Welt als in einem tragenden Element. Statt drum das Nicht-Ich, wie sein Meister, heroisch zu bekämpfen, beginnt er, es verführerisch zu umwerben, gläubig in es einzudringen und ihm Freundschaft, Neigung, volles Einverständnis abzunötigen. Das Resultat dieses Liebesbemühens sind die naturphilosophischen Schriften, in denen die von Fichte aufgerissene Kluft sich schließt, das Ich in einem Nicht-Ich sich erkennt und die frohe Botschaft verkündet wird: Der Geist ist die unsichtbare Natur, die Natur ist der sichtbare Geist.

Geistesgeschichtlich bedeutet dies, daß Schelling von der futurischen Existenz der ersten Phase der Goethezeit zu der erfüllten Gegenwart der zweiten Phase übergeht. Er ist nicht mehr auf einen Äon, der einmal kommen wird, ausgerichtet. Aus dem Kelch des Geisterreiches, das sich „in herbis et lapidipus", in den Gestirnen und Elementen vor seinen leuchtenden Augen breitet, schäumt ihm die Unendlichkeit. So spricht er es aus in dem „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens", in einem Gedicht, das sich gegen einige religiöse Gefährten wendet und das er im einzelnen philosophisch wohl nicht ganz verantworten möchte, das aber eben deshalb seine Stimmung besser erkennen läßt als die etwas vorsichtigeren Reflexionen. Wir lesen da unter anderem die Verse:

„Wüßt auch nicht, wie mir vor der Welt sollt grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen.
Ist gar ein träg und zahmes Tier,
Das weder dräuet dir noch mir,
Muß sich unter Gesetze schmiegen,
Ruhig zu meinen Füßen liegen.
Steckt zwar ein Riesengeist darinnen,
Ist aber versteinert mit seinen Sinnen,
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus,
Noch sprengen das eisern Kerkerhaus,
Obgleich er oft die Flügel regt,
Sich gewaltig dehnt und bewegt,
In toten und lebendgen Dingen
Tut nach Bewußtsein mächtig ringen;
Daher der Dinge Quallität,
Weil er drin quellen und treiben tät,

Die Kraft, wodurch Metalle sprossen,
Bäume im Frühling aufgeschossen,
Sucht wohl an allen Ecken und Enden
Sich ans Licht herauszuwenden,
Läßt sich die Mühe nicht verdrießen,
Tut jetzt in die Höhe schießen,
Seine Glieder und Organ' verlängern,
Jetzt wieder verkürzen und verengern,
Und sucht durch Drehen und durch Winden
Die rechte Form und Gestalt zu finden.
Und kämpfend so mit Füß und Händ
Gegen widrig Element,
Lernt er im Kleinen Raum gewinnen,
Darin er zuerst kommt zum Besinnen;
In einen Zwergen eingeschlossen
Von schöner Gestalt und graden Sprossen,
Heißt in der Sprache Menschenkind,
Der Riesengeist sich selber findt.
Vom eisernen Schlaf, vom langen Traum
Erwacht, sich selber erkennet kaum,
Über sich gar sehr verwundert ist,
Mit großen Augen sich grüßt und mißt;
Möcht alsbald wieder mit allen Sinnen
In die große Natur zerrinnen,
Ist aber einmal losgerissen,
Kann nicht wieder zurück fließen,
Und steht zeitlebens eng und klein
In der eignen großen Welt allein.
Fürchtet wohl in bangen Träumen,
Der Riese könnt sich ermannen und bäumen,
Und wie der alte Gott Satorn
Seine Kinder verschlingen im Zorn.
Denkt nicht, daß er es selber ist,
Seiner Abkunft ganz vergißt,
Tut sich mit Gespenstern plagen,
Könnt also zu sich selber sagen:
Ich bin der Gott, der sie im Busen hegt,
Der Geist, der sich in Allem bewegt,
Vom ersten Ringen dunkler Kräfte

Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft, und Stoff in Stoff verquillt,
Die erste Blüt', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neu gebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht,
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt.
Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist Eine Kraft, Ein Pulsschlag nur, Ein Leben,
Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben" [2].

Unüberhörbar ist in diesen Hans Sachsischen Knittelversen der Nachklang des Faustfragments von 1790. Und sicher hat sich Schelling damals — Spinoza etwa ausgenommen — keinem näher gefühlt als Goethe. Goethe erwiderte seine Verehrung. Er trat dem jungen Freund sogar den Plan eines großen Naturgedichts ab. Schelling hat es nicht ausgeführt. Wir bleiben auf das „Epikurisch Glaubensbekenntnis" und die spekulativen Schriften, vor allem die Abhandlung „Von der Weltseele" angewiesen, wenn wir uns der beglückenden Einigkeit des Denkers und des Dichters auf dem Höhepunkt des neueren deutschen Geists versichern wollen.

Vergessen wir darüber aber geheimere Differenzen nicht. Goethe hält sich in seiner Naturwissenschaft aufs strengste an die Erfahrung, sondert gewissenhaft das mineralische vom botanischen und dieses vom animalischen Reich und verzichtet, als Forscher, durchaus darauf, von einem Gebiet zum anderen überzugehen und eine Einheit, eine Stufenfolge zu behaupten, die er nicht nachzuweisen vermag. Schelling schreitet kühner voran. Analogien, die bei Goethe höchstens zwischen den Zeilen stehen, benutzt er als Stützen seines Systems. Fragwürdige Theorien zeitgenössischer Physiker, die ihm gelegen kommen, verwendet er unbesehen. Und so gelingt es ihm, sich selbst und andere davon zu überzeugen, er sei im Besitz des Schlüssels der Welt; sie sei ihm in ihrer Mannigfaltigkeit verständlich als Ἓν καὶ πᾶν. Das Ἓν jedoch, das Eine, in dem das πᾶν, das All, identisch ist, sei Ich, das absolute Ich, zu dem die intellektuelle Anschauung sich zu erheben vermag.

---

[2] Aus Schellings Leben, in Briefen, hrsg. von G. L. Plitt, Leipzig 1869, I. Bd. S. 286 ff.

So geraten wir, wenn wie von Goethe zu Schelling hinüberwechseln, schon im Bereich der Naturforschung in einen flüchtigeren Aggregatzustand und büßen freilich alsbald auch die leichte Beweglichkeit der Gedanken mit einem gewissen Schwindelgefühl. Wir stoßen nicht mehr an Tatsachen an; aber sie halten uns auch nicht mehr. Wir träumen einen göttlichen Traum; doch daß es ein Traum ist, vergessen wir nur, solang uns Schellings Sprache mit ihrer sonoren Siegesgewißheit berückt.

Der unbehagliche Schwindel aber muß sich in ein Erschauern verwandeln, wenn Schelling nicht nur die Natur, sondern auch die menschliche Welt gelassen zu harmonisieren versucht, wenn er sich auszusprechen erlaubt: das Reich der Freiheit sei identisch mit dem Reich der Notwendigkeit; wie alles untermenschliche Sein das Absolute symbolisiere, so ziele auch jede menschliche Handlung, ob bewußt oder unbewußt, nur auf die Realisierung Gottes. Ein Widerspruch zwischen Gott und Mensch beruhe auf Imagination. Das minder Vollkommene sei nur da, weil alle Grade der Perfektion von den allerniedersten bis zu den höchsten im Universum vorhanden sein müßten; das Ziel der Geschichte sei gewiß; sie sei Beweis des Daseins Gottes; und wenn sich dieser Beweis auch erst am Ende aller Geschichte vollende, so sei ihr Gang doch sichergestellt und vorgezeichnet in dem Geist, den höchstes Wissen jetzt schon als den ewigen, allgegenwärtigen kenne.

Es ist ein anderes, ob ein Dichter oder ein Denker dergleichen verkündet. Der Dichter spricht es aus als Offenbarung eines Augenblicks, den ein künftiger Augenblick, vielleicht der Trauer und Verzweiflung, ablöst. Der Denker erhebt den Anspruch, etwas schlechthin Gültiges auszusagen. So kann man wohl den Denker, aber nicht den Dichter widerlegen. Diese Bemerkung ist am Platz, wenn man sich einiger Verse Goethes vom Anfang des Jahrhunderts erinnert, die Schelling beizupflichten scheinen. Den wesentlichsten Unterschied berühren wir damit aber noch nicht. Wir haben ihn darin anzuerkennen, daß die sinnerfüllte, harmonische, göttlich-schöne Gegenwart von Schelling als wirklich angenommen und in verwegenen Schlüssen behauptet, von Goethe dagegen als immer neu zu bewältigende Aufgabe aufgefaßt wird. Schon in der „Iphigenie auf Tauris“ ist dies unmißverständlich der Fall. Das Werk beschönigt das Entsetzen antiker Tragik keineswegs. Der Fluch Orests droht bis zuletzt die schöne Gotteswelt zu zerstören; und nur weil Iphigenie Thoas mit Glauben und Liebe entgegentritt, erweist er sich als der Liebe wert und ist der glückliche Ausgang möglich. Und so ist

immer ein schöpferisches Vertrauen von Mensch zu Mensch erforderlich, wenn die Gesellschaft als Organismus, als Ebenbild der organisierenden Gotteskraft, bestehen soll. Wir dürfen uns im Sinne Goethes nicht mit der Überzeugung begnügen, das Menschliche ruhe in Gottes Hand; wir seien aller Sorge ledig. Es ziemt sich, ebenso zu bedenken, daß *uns* das Göttliche anvertraut und täglicher Pflege bedürftig ist, und daß das Chaos wieder hereinbricht, wenn wir maßlos damit umgehen. Goethe spricht als reifer Mann, der sich die reine Gegenwart mit unsäglicher Mühe erarbeitet hat. Schelling spricht als Erbe, der das Errungene als Besitz übernimmt, ja fast als selbstverständlich voraussetzt und wenig von den Mächten weiß, gegen die es ihn einst zu verteidigen galt. Ein herrliches, aber gefährliches Schauspiel, wie der Flug Euphorions, des Sohnes Helenas und Fausts, herrlich vor allem deshalb, weil uns nicht nur die Gedanken, nicht nur das Gerippe des Systems, sondern, in dem Duktus seiner Sätze, in seiner Bildgewalt und in der Rhythmik seiner Prosa, der triumphale Hochsinn seines Schöpfers überliefert ist wie eine Erinnerung an die Zeit, in der Magie noch wirksam war und ein machtvoll ausgesprochenes Wort, was immer wünschbar schien, erschuf. Wäre Schelling, wie Novalis, um die Jahrhundertwende gestorben, so hätten ihn die Zeitgenossen wie eine Sagengestalt beklagt. Doch nach der Vollendung des „Systems des transzendentalen Idealismus" hatte er noch über ein halbes Jahrhundert hienieden auszuharren und, anders als Hölderlin, mit wachem Geiste seinen Mann zu stehen. Dieses Kapitel seines Lebens ergreift uns heute mehr als das in den hellsten Farben gehaltene erste. Es ist die Epoche einer immer unheimlicheren Verdüsterung, gesteigerten Anspruchs, ohnmächtigen Drangs und einer im Grunde der Seele wie ein grauer Nebel lagernden Schwermut. Man hat von einem Versagen gesprochen. Und ein Versagen war es in einem äußerlich literarischen Sinn, insofern als Schelling in den letzten Dezennien seines Lebens, nach der Abhandlung über die Freiheit, kein größeres Werk mehr publizierte und mit einem schwer zu entziffernden, gram- und trotzgesättigten Schweigen das Befremden der deutschen Öffentlichkeit über sein Verhalten ertrug. Sein philosophischer Nachlaß aber, seine Briefe, das Menschliche, so wie es uns in zeitgenössischen Dokumenten sichtbar bleibt, auch die Verwandlung seiner Züge, die mythische Mächtigkeit seiner Person, dies alles bezeugt in beredtester Sprache, daß Schelling dem Gesetz, nach dem er angetreten, Treue hielt, ja, daß er, wie vielleicht kein anderer deutscher Denker oder Dichter, die eigentümliche Not der Zeit mit vollem Bewußtsein erfuhr und durch-

litt. Wir versuchen, ihm zu folgen, und blicken noch einmal auf die in den früheren Schriften erreichte Stufe zurück.

Das „System des transzendentalen Idealismus" und die benachbarten Werke gehören zur mittleren Phase der Goethezeit, die in Romantik und Klassik um 1800 kulminiert. Noch heute, wenn wir uns ihres Glanzes erfreuen, rufen wir sehnsuchtsvoll: Verweile doch! du bist so schön! Die Blüten sind entfaltet; das Leben scheint ins Reine gedacht zu sein. Doch weder der Sonne noch der Geschichte ist es vergönnt, im Zenith zu verharren. Selbst Goethe, der sein Dasein und Schaffen auf einen so festen Grund gestellt hat, sieht sich unaufhaltsam weitergedrängt auf einer Bahn, die von klassischer Vorbildlichkeit und Klarheit ins Tief-Geheimnisvolle führt, in eine Sphäre, die trotz gesteigerter Intensität und Bedeutungsfülle an allgemeiner Geltung einbüßt und abseits, in der Einsamkeit, liegt. Noch viel weniger konnte Schelling einem solchen Geschick entgehen. Seine frühe Vollendung, sein Bild der Welt, in dem die Vollendung sich spiegelte, war ein Schein, in dem doppelten Sinne des Worts, des Glänzenden und des Trügerischen. Die naturwissenschaftliche Forschung, die er von jeher nachlässig verarbeitet hatte, schritt weiter und gab ihm nicht mehr Recht. Das Spiel mit Worten, die Äquivokationen, deren er sich bedient, um Freiheit und Notwendigkeit, das Schicksal und die Vorsehung zur Übereinstimmung zu bringen und die Gesellschaft als einen harmonischen, auf ein gemeinsames Endziel ausgerichteten Geisterbund darzustellen, sie mußten für ihn selber auf die Dauer ihre Beweiskraft verlieren. Viel schwerer fielen aber neue Lebenserfahrungen ins Gewicht. Die alte Mahnung „Primum vivere, deinde philosophari" wurde ihm unbarmherzig eingeprägt. Man pflegt die Wendung mit dem Tode seiner Gattin zu begründen. Zu Unrecht! Sie beginnt schon früher. Der Klatsch um seine Verbindung mit Caroline und ihre Ehe mit Schlegel, der Vorwurf, er habe Auguste Böhmer, Carolines Tochter, durch eine auf naturphilosophischen Ideen beruhende Kur getötet, der Streit mit der Literaturzeitung, die Verödung der Jenaer Universität, die Auflösung des romantischen Kreises: dies alles entsprach so gar nicht seiner hochgemuten Metaphysik, bewies die Existenz des Ungefügen und Hinderlichen so scharf, daß die serene Stimmung, der Traum von einer universalen Harmonie, allmählich einer nicht minder universalen Gereiztheit wich. Um diese Zeit bemerken wir in Schellings Charakter zum erstenmal auch tückische und dämonische Züge, den Haß, in den ein allzu großes verletztes Vertrauen so leicht umschlägt, die zornige Ungeduld, die einen Menschen wohl befallen

mag, der deutlich sieht, was nach seiner heiligsten Überzeugung nicht sein *kann*. Es ist hier nicht der Ort, die ganze Leidensgeschichte dieser unheilvollen Jahre nachzuerzählen. Von Hegels Aufstieg wäre zu reden, der Schellings Ehrgeiz so schwer traf, vom Scheitern aller politischen Hoffnung im Jahre 1806, von seiner Vereinsamung in München und von dem Schicksal seines Hauptwerks, das nie abgeschlossen wurde. Aber die Andeutungen genügen, um den engen Zusammenhang von Leben und Schaffen, der bei Schelling immer gewahrt bleibt, sicherzustellen. Derselbe Mann, der 1802 in der „Philosophie der Kunst" erklärte:

„Das Universum ist in Gott als absolutes Kunstwerk und in ewiger Schönheit gebildet" [3],

bekennt sich jetzt zu der Überzeugung:

„Ein Hemmendes, Widerstrebendes drängt sich überall auf: dies andere, das, so zu reden, nicht sein sollte, und doch ist, ja sein muß, dies Nein, das sich dem Ja, dies Verfinsternde, das sich dem Licht, dies Krumme, das sich dem Geraden, dies Linke, das sich dem Rechten entgegenstellt, und wie man sonst diesen ewigen Gegensatz in Bildern auszudrücken versucht hat" [4].

Die Gesetzmäßigkeit der Natur ist verwischt; es gibt einen sinnlosen blinden Zufall. Das Böse läßt sich nicht als niederer Grad der Perfektion verstehen; es ist eine ungeheuere Macht, die oft der erhabensten Willenskraft spottet. Ein trüber Schleier breitet sich über das Spiegelbild des göttlichen Geistes. Ein Reales, das sich jeder Vergeistigung widersetzt, ist da, ein Dunkel, das kein Licht durchdringt, ein Festes, das sich nicht auflöst.

Mit solchen Sätzen treten wir in die dritte Phase der Goethezeit über, in die Welt der Spätromantik. Ähnliche Erfahrungen nämlich waren damals auch andern beschieden, Görres, Baader, aber auch Dichtern wie Arnim, E. T. A. Hoffmann, Brentano, Mörike, Kerner, Annette von Droste. Die Literaturgeschichte spricht von dem Erwachen des Realismus und hat dazu ein gewisses Recht, da alles am Ende wirklich in eine wieder ihrer selbst gewisse realistische Dichtung mündet. Sie richtet sich vielleicht aber doch zu sehr nach dem Ergebnis aus. Am Anfang des Prozesses nämlich gibt es noch kein Ziel, nur Abschied. Abschied von der gotterhellten oder, was hier dasselbe besagt, der menschlich angeeigneten Welt, die mir vertraut, durchsichtig ist, in der

---

[3] V, 385.

[4] VIII, 211

ich mich als in mir selber, als in meiner Heimat weiß. E. T. A. Hoffmann findet sich in einer äußerlichen Umgebung, in der städtischen Bürgerlichkeit, aus der der Geist verschwunden ist, die seine Seele nicht anspricht. Und nur in seltenen Augenblicken leuchtet das Wunderbare auf, trifft das unendliche Einsgefühl ihn wieder wie ein elektrischer Schlag. Mörike versteht in Urach, an der Stätte seiner Kindheit, zu seinem namenlosen Schmerz die Sprache der Natur nicht mehr; und erst in dem Gewitterschauer, der über seinem Haupt losbricht, vereinigt wieder *ein* Entzücken sein Gemüt mit dem der Welt. Inselhaft wird nun das Glück, das universal gewesen ist. Das Ich, das sich im Mittelpunkt des Kosmos wußte, ist verbrannt und kehrt nur noch in seltenen Stunden in sein verlorenes Erbe zurück.

Die Dichter haben das hingenommen, so wie sie alles hinzunehmen gezwungen sind, als Fluch und Gnade, oft mit einer Wehmut, die uns fast köstlicher scheint als der sichere Besitz. Wie aber soll der Schöpfer des „Systems des transzendentalen Idealismus" einer solchen Erfahrung, die seinen Grund gefährdet, begegnen? Man könnte sich denken, daß er damals, wie viele seiner romantischen Freunde, stumm beiseitegetreten wäre als ein verstörter, gebrochener Mann. Doch wenn er auch nach der Freiheitsschrift kein größeres Werk mehr publizierte, im Stillen war er tätig wie je und unablässig um eine neue Fassung seiner Gedanken bemüht. Denkbar wäre ferner, daß er die Idee der Einheit alles Lebens preisgegeben und das Ich wieder einem unbegreiflichen, mit heroischem Pathos zu bekämpfenden Nicht-Ich ausgesetzt hätte. Aber die Stunde für eine solche Weltdeutung war längst vorüber; und hätte sich Schelling so entschieden, so wäre er, mit Hegel zu reden, zum „abgeschiedenen Geist" geworden, der sich zwar noch kundgibt, aber kein echtes Mitspracherecht mehr besitzt. Er hätte das Los Jacobis geteilt. Das einsam aufgestellte Ich, das sich der Welt entgegenstemmt, gehört zur Epoche des Sturmes und Dranges, zu dem prometheischen Selbstgefühl, das alle Gegenwart verschmäht und einzig seiner Freiheit, seiner grenzenlosen Zukunft lebt. Nichts ist für Schelling bezeichnender, als daß er sich auch jetzt zu keiner tragisch-pathetischen Haltung bekannte. Er hatte sich zu tief in das Geheimnis der Natur versenkt, zu sehr dem Ganzen hingegeben, als daß er sich aus der Verschlingung wieder hätte lösen können. Ein Satz, den er beim Tode Carolines auszusprechen wagte, erhellt blitzartig sein Geschick. Hier sei, so sagte er, von keinem bloß persönlichen Verlust die Rede; die Welt werde ärmer durch solchen Tod. So hat er sich selber und die

Welt zeitlebens nicht auseinandergehalten, ihre Wonnen und ihre Schmerzen in seinem Herzen ausgetragen und Wonnen und Schmerzen seines Herzens in ihrem Spiegel wiederentdeckt. Denn die Natur, das Universum war für ihn nicht nur im transzendentalphilosophischen Sinne der sichtbare Geist; es war die Wirklichkeit seiner Seele, ihr lust- und leidensfähiger Leib, in dessen Gliedern er sich regte und bewegte und fühlte bis an die Grenze der menschlichen Schaffenskraft. Nur wenn wir uns dies ganz klar gemacht haben, verstehen wir die eigentümliche Wandlung seiner Metaphysik.

Schon im „System des transzendentalen Idealismus" spielt das Ich als Prinzip der Philosophie bei weitem nicht mehr die große Rolle wie in den ersten Schriften und wie bei Fichte. Hölderlins ernster Mahnung in dem großen Brief an seinen Bruder vom Frühjahr 1801:

„Alles unendliche Einigkeit, aber in diesem Allem *ein vorzüglich Einiges* und Einigendes, das *an sich, kein Ich ist,* und dieses sei unter uns Gott!" [5]

hätte Schelling damals wohl als einer nur terminologischen Frage wenig Bedeutung beigemessen. Jetzt aber, in der Spätzeit, kann auch er den Unterschied von Ich und Gott nicht ernst genug betonen. Dennoch gehört auch sein spätes Schaffen noch insofern der Goethezeit an, der Epoche, zu deren größten Tendenzen die „Wissenschaftslehre" Fichtes zählt, als der Seele des Menschen, die er sich „aus der Quelle der Dinge geschöpft und ihr gleich" denkt, „Mitwissenschaft der Schöpfung" vergönnt ist, als er auch jetzt sich unbefangen auf seine persönliche Erfahrung, auf seine Erinnerungen beruft, wenn er das Wesen Gottes, wie es vor der Schöpfung war, entwirft.

Woran erinnert er sich aber jetzt? Was ist der Inhalt seiner neuen intellektuellen Anschauung, die immer noch das Eine wahrnimmt, das im Grunde sie selber ist, ein Einiges aber, das auch alle Härten, alle Widerstände und Finsternisse in sich birgt? Er erinnert sich eines Gottes, der außer dem Prinzip der Liebe auch das der Egoität in sich birgt, obzwar der Liebe untergeordnet, der in der Schöpfung sich kontrahiert und so das Undurchdringliche zur Basis alles Seins gemacht hat und nun in dem Prozeß der Geschichte das Lichte aus dem Dunkel entwickelt und leidend, ringend, triumphierend der höchsten Verklärung entgegenwächst. Und er gedenkt der Kreatur, die das Prinzip

---

[5] Hölderlin, sämtl. Werke, hrsg. von N. von Hellingrath, V. Bd., Berlin 1923, S. 311.

der Egoität der Liebe übergeordnet hat und dadurch sündig geworden ist, die also der Erlösung bedarf, des Opfers Christi, der im Menschen das wahre Verhältnis wiederherstellt. So ist es ihm möglich, alles, auch das Hemmende, Widerstrebende, ja das Böse in Gott beschlossen zu denken und dennoch, in der Möglichkeit der Umkehr der Prinzipien, die menschliche Freiheit und damit auch ein Widergöttliches anzuerkennen. Das ist ein ungeheurer Gewinn. Denn Schelling sieht sich nun nicht, wie die meisten spätromantischen Dichter, genötigt, auf das Chaotische und Wilde als das nur Falsche, das eigentlich nicht sein dürfte, schaudernd hinzustarren. Das große Interesse, das, meist nur mit schlechtem Gewissen, die Zeit den dämonischen Mächten entgegenbringt, wird durch sein Denken legitimiert. Auch hier ist Göttliches, wenngleich Göttliches in der fürchterlichsten Verkehrung. Es soll und kann nicht ausgerottet werden, wie bürgerliche Moral und ängstliche Askese will. Die Aufgabe ist, es umzubilden und wieder der Liebe unterzuordnen.

So scheint denn Schelling, nachdem er in seinem Identitätssystem bereits das Glück der Vollendung gekostet und in der ewigen Schöne des Kosmos geruht hat, erst jetzt ein Ziel ins Auge zu fassen und sich aufzuraffen zu jener prophetischen Energie, die Hölderlin, in der Goethezeit unverstanden, schon im „Empedokles" und in den letzten Hymnen bewiesen hat. Und wenn wir Schellings Briefe lesen, wenn wir sehen, welche Unrast ihn in den letzten Jahren befällt, wie er immer wieder das große, die Menschheit erlösende Wort ankündigt, so können wir nicht daran zweifeln, daß er sich klar über seine Aufgabe, daß er im Tiefsten davon durchdrungen war, er sei gesandt, dem über einer Welt von Schrecken thronenden Gott mit eben dieses Gottes Kraft in seiner Brust zum Sieg zu verhelfen.

Und dennoch rafft er sich nicht auf. Oder er rafft sich auf und sinkt im letzten Augenblick wieder zurück, gelähmt, ohnmächtig, als hätten schattenhafte Hände ihn angerührt. Er machte den Eindruck eines gereizten, mit seinen stechenden Augen auf manche oft sogar eines bösartigen Menschen. Widerspruch ertrug er nicht. Jeden Angriff erwiderte er mit einer Erbitterung, die jedes Maß verlor und keineswegs auf innere Sicherheit schließen ließ. Daneben entdecken wir aber auch wieder fast kindlich-schlichte, fromme Züge, eine ergreifende Herzensgüte, und, immer noch, den grandiosen, faszinierenden menschlichen Stil, der ihm von jeher eigen war. Wie haben wir das auszulegen?

Eine Antwort finden wir in der Geschichte jenes Werkes, aus dem sein Hauptwerk werden sollte und das doch nie veröffentlicht wurde, das

er immer wieder zurückzog und das er niemals über den ersten Teil hinaus zu fördern vermochte. Der erste Teil befaßt sich mit dem Äon der Vergangenheit, dem Wesen Gottes vor der Schöpfung der Natur und des endlichen Geistes. Der Äon der Gegenwart sollte folgen, die Schilderung von Gottes weltlichem Sein und der Geschichte, die sich nun als Heilsgeschichte vollzieht; der Äon der Zukunft, die prophetische Darstellung Gottes und der Welt in ihrer endgültigen Einigung, hätte das mächtige Unternehmen gekrönt. Was besagt es, daß Schelling nur den Äon der Vergangenheit, diesen aber gleich in mehreren Niederschriften ausgeführt hat?

„Vergangenheit", so lautet ein oft zitierter Abschnitt des Fragments, „Vergangenheit, ein ernster Begriff, allen bekannt und doch von wenigen verstanden. Die meisten wissen keine, als die in jedem Augenblick durch eben diesen sich vergrößert, selbst noch wird, nicht ist. Ohne bestimmte entschiedene Gegenwart gibt es keine; wie viele erfreuen sich wohl einer solchen? Der Mensch, der nicht sich selbst überwunden, hat keine Vergangenheit, oder vielmehr kommt nie aus ihr heraus, lebt beständig in ihr. Wohltätig und förderlich ist dem Menschen, etwas, wie man sagt, hinter sich gebracht, d.h. als Vergangenheit gesetzt zu haben; heiter wird ihm nur dadurch die Zukunft und leicht, auch etwas vor sich zu bringen. Nur der Mensch, der die Kraft hat, sich von sich selbst (dem Untergeordneten seines Wesens) loszureißen, ist fähig, sich eine Vergangenheit zu erschaffen; eben dieser genießt auch allein einer wahren Gegenwart, wie er einer eigentlichen Zukunft entgegensieht; und schon aus diesen sittlichen Betrachtungen würde erhellen, daß keine Gegenwart möglich ist, als die auf einer entschiedenen Vergangenheit ruht, und keine Vergangenheit, als die einer Gegenwart als Überwundenes zu Grunde liegt" [6].

Man kann den tiefsten Ernst und eine beschwörende Eindringlichkeit in diesen Sätzen schwerlich überhören. Spricht Schelling aber überlegen oder bekennt er, ohne es selber zuzugeben, eine Not, die unüberwindlich war für ihn? Wenn wir die letzten fünfzig Jahre seines Lebens übersehen, so kommen wir zu der Erkenntnis, daß er selber nicht der Mann war, etwas hinter sich zu bringen und sich eine Vergangenheit und mit der Vergangenheit eine Gegenwart und Zukunft zu erschaffen. Er ist zu tief versenkt in das, was war, in die Bedingung dessen, was geschieht

---

[6] VIII, 259

und werden soll, als daß er sich noch zu der herrlichen Freiheit des Entschließens, Planens und Entwerfens aufzuschwingen und fest einem Ziel entgegenzublicken vermöchte. Die Mächte des Abgrunds, die er so unerschrocken erforscht und denen er eben damit, daß er sie zitierte, Seelengewalt verliehen hat, sie ziehen ihn unwiderstehlich nieder und entlassen ihn nicht mehr. Der Anfang, Gottes Kontraktion zur Wirklichkeit der Schöpfung, mag er ihn noch so klar nur als Voraussetzung der Heilsgeschichte deuten, wiegt in seinem Herzen schwerer als die andere Schale der Waage, die unser irdisches Los bestimmt. Rückwärts ist sein Auge gewandt, noch über den Südenfall und über den Akt der Weltschöpfung hinaus in Gottes erste Seligkeit, sein in sich selbst verlorenes Sinnen, das unwiderbringlich vergangen, von dem uns nur halbverloschene Spuren aus frühester Kindheitserinnerung übrig sind. Als das Dunkelste und Tiefste der menschlichen Natur bezeichnet er selbst den rätselhaften Bann, als „innere Schwerkraft des Gemüts, daher in ihrer tiefsten Erscheinung *Schwermut*. Hierdurch besonders ist die Sympathie des Menschen mit der Natur vermittelt. Auch das Tiefste der Natur ist Schwermut; auch sie trauert um ein verlorenes Gut, und auch allem Leben hängt eine unzerstörliche Melancholie an, weil es etwas von sich Unabhängiges unter sich hat“ [7].

Unten, Tiefe, Schwere, Grund: diesen Worten begegnen wir in Schellings Spätwerk immer wieder; und über dieses Tiefe hat das Hohe in ihm nicht triumphiert. Wir sehen in ihm viel weniger den prophetischen als den erinnernden, von Erinnerungsschwere belasteten Geist, den Spätling, der zwar noch immer versichert, das Größte stehe erst bevor — wer gäbe je diese Hoffnung preis? —, der aber in seinem ganzen Tun und Lassen nicht verleugnet, daß die Stunde des Zeniths vorüber und das Gestirn, noch trunken vom vergangenen Tag, im Sinken ist.

Auch damit steht er nicht allein. Dieselben Dichter, die wir schon einmal zu nennen veranlaßt waren, erweisen sich wiederum als verwandt, zumal die beiden Schwaben unter ihnen, Mörike und Kerner. Justinus Kerner hat unter den deutschen Lyrikern der Goethezeit die Schwermut wohl am besten gekannt, die wohlige wie die düstere, die nichts inniger wünscht, als wieder zur Erde zu werden, von der wir genommen sind, einzugehen in die Tiefe, deren Dunkel verlockender scheint als die Klarheit des unterscheidenden Lichts:

---

[7] **VII, 465.**

„Vögel, die in Wolken schifften,
Sanken in der Wälder Nacht."

Sogar noch dort, wo andere Dichter den Flug und Schwung gefeiert haben, verspürt er die Anziehungskraft des Grundes und findet er diesen Vers, der die ganze spätromantische Landschaft erhellt. Die Mühle im Grund, das schwere Ruhen, das Niederfallen der Bretter des Sarges, das Fallen der vom Licht gesättigten und gebräunten Blätter im Herbst, von solchen Motiven lebt sein Lied, das auch das Frohe und Festliche nur noch als Feier des Abschieds kennt. Daß Kerner unmittelbar und über Schubert mit Schellings Werk bekannt war, beschäftigt uns nicht so sehr wie die gemeinsamen Züge, die jene Macht, die man nur Zeitgeist nennen kann, dem Antlitz der beiden aufgeprägt hat. Das gilt noch mehr von Mörike. Von einem Einfluß im üblichen Sinn des Begriffs zu reden, lohnt sich kaum. Aber erstaunlich ist die Ähnlichkeit der Struktur der Einbildungskraft, die zwar mit anderen, menschlich näher liegenden und weniger anspruchsvollen Dingen beschäftigt ist, aber, wie leicht zu bemerken sein dürfte, derselben Gravitation erliegt. Mörike hat im „Maler Nolten" ein Werk geschaffen, das man gemeinhin als einen Bildungsroman bezeichnet. Wir lesen aber die Geschichte eines Menschen, der, was doch zum Wesen der Bildung gehört, die Vergangenheit gerade nicht hinter sich bringt. Je weiter wir in das Buch eindringen, desto mehr verliert die Zukunft und die Gegenwart an Kraft und drängt das Älteste sich hervor, die erste Kindheit und, in der Zigeunerin Elisabeth, sogar ein Zauber, der älter als die Lebensgeschichte Noltens ist. Dieselbe Richtung nimmt sodann das eingelegte Schattenspiel vom „Letzten König von Orplid". ‚Überleben' heißt das Thema. Die Göttlichkeit Orplids, der Sageninsel Weylas, ist erloschen. Ein nüchternes Geschlecht und, in der jüngsten Zeit, unwürdige und lächerliche Menschen betreten den Schauplatz, auf dem sich Himmlische gefielen. Den Schatz des Lebenswerten birgt auch hier die tiefste Vergangenheit. Nur einer lebt noch, der ein Zeuge des Götterglanzes gewesen ist, König Ulmon, tausendjährig. Dieser König nun spricht Worte, von denen jedes sich auf Schellings Lippen hätte bilden können, wenn ihm seine Lage jemals völlig klar geworden wäre, der Verlust des Paradieses, das er zu besitzen glaubte, des in Gott gebildeten, vollkommen schönen Universums, das sich einst dem glaubensfrohen Jünglingsblick entschleiert hat, das nun zurücksinkt in die nebelhafte Ferne der ersten Zeit:

„Still, sachte nur, mein Geist: gib dich zur Ruhe!
Lagst mir so lang in ungestörter Dumpfheit,
Hinträumend allgemach ins Nichts dahin;
Was weckt dich wieder aus so gutem Schlummer?
Lieg stille nur ein Weilchen noch!
Umsonst! umsonst! es schwingt das alte Rad
Der glühenden Gedanken unerbittlich
Sich vor dem armen Haupte mir!
Will das nicht enden? mußt du staunend immer
Aufs neue dich erkennen? mußt dich fragen,
Was leb ich noch? was bin ich? und was war
Vor dieser Zeit mit mir? — Ein König einst,
Ulmon mein Name; Orplid hieß die Insel;
Wohl, wohl, mein Geist, das hast du schlau behalten;
Und doch mißtrau ich dir; Ulmon — Orplid —
Ich kenne diese Worte kaum, ich staune
Dem Klange dieser Worte — Unergründlich
Klafft's da hinab — O wehe, schwindle nicht!
Ein Fürst war ich? So sei getrost und glaub es.
Die edle Kraft der Rückerinnerung
Ermattete nur in dem tiefen Sand
Des langen Weges, den ich hab durchmessen;
Kaum daß manchmal durch seltne Wolkenrisse
Ein flüchtges Blitzen mir den alten Schauplatz
Versunkner Tage wundersam erleuchtet.
Dann seh ich auf dem Throne einen Mann
Von meinem Ansehn, doch er ist mir fremd,
Ein glänzend Weib bei ihm, es ist m e i n Weib.
Halt an, o mein Gedächtnis, halt ein wenig!
Es tut mir wohl, das schöne Bild begleitet
Den König durch die Stadt und zu den Schiffen.
Ja, ja, so wars; doch jetzt wird wieder Nacht. —
Seltsam! durch diese schwanken Luftgestalten
Winkt stets der Turm von einem alten Schlosse,
Ganz so wie jener, der sich wirklich dort
Gen Himmel hebt. — — Vielleicht ist alles Trug
Und Einbildung, und ich bin selber Schein." —

Wir reden immer von Entschwinden, Lähmung, Sehnsucht und Verlust. Man könnte erwidern, daß dies eine Frage der Perspektive sei

und daß dieselbe Schwerkraft des Gemüts, dieselbe Schwermut, diese tiefste aller Sympathien, auch eine Fülle von Gesichten und Lebensmächten erschlossen habe, von denen die Ära der Jahrhundertwende sich nichts träumen ließ. Es wäre falsch, dies zu bestreiten. Wir überhören die dämonischen Töne in Mörikes Lyrik nicht, nicht die unheimliche Witterung, die Kerner, Brentano, E. T. A. Hoffmann, Annette von Droste eigen war. Ebensowenig vergessen wir den Sinn für das Archaïsche, das Barbarische der frühen Zeiten, der schon bei Görres, dann bei Creuzer und vor allem wieder in den mythologischen Schriften Schellings, aller Willkür ungeachtet, ein neues Verständnis der Weltgeschichte ermöglicht und das Wissen um das menschliche Wesen erweitert hat. Aber man wird zugeben müssen: Gerade die Ohnmacht ist es, der sich Übermächtiges offenbart. Für den seiner selbst Gewissen und Gefestigten ist es nichts, kein mysterium fascinosum, ein Schattenhaftes und Fremdes nur, das wenig Aufmerksamkeit verdient. Und so bemerken wir denn auch hier, im Wissen um das Ungeheure, in der Erregung der Gemüter durch das Urgefährliche, bemerken wir auch in der magischen Kraft, die das Dämonische ausübt, dasselbe Erlahmen der Zielstrebigkeit, dessen, was Goethe das „Vorwalten des oberen Leitenden" genannt hat, des souveränen Sinnes oder, mit einem einzigen Wort, der Freiheit, das nur ein anderer Ausdruck für die gewaltige Dominanz und Unüberwindlichkeit des Vergangenen ist. Wir blicken in das Antlitz des alten Schelling, auch des alten Görres, und glauben, diesen Geistersehern magische Macht zuschreiben zu dürfen. Doch was wir ihnen zubilligen sollten, ist eine in Fluch und Gnade außerordentliche Empfänglichkeit, ein seismographisches Erspüren des Ahnungs- und Geheimnisvollen. Gerade die Magie, wie sie die Spätromantiker aufgefaßt haben, ist ganz eindeutig Passivität: Wünschelrutengängerei, Somnambulismus, Traumgesichte, Telepathie, Stigmatisierung. Überall handelt es sich um ein Erleiden unbekannter Gewalten, eine Auslieferung des Menschen an etwas, was über und unter ihm ist, das seine Persönlichkeit auflöst und ihn mit geistlichem Fluidum oder mit elementaren Bereichen vermischt. Dagegen wußte Novalis noch Bescheid um eine aktive Magie, deren der Mensch sich mit Willen bedient. Und höchst bezeichnend ist es, daß er eine solche aktive Magie in den unmittelbarsten Zusammenhang bringt mit Technik und Kolonisation, mit der Domestizierung der Natur, wie sie der Mensch vom ersten Bauern bis zum modernsten Physiker etappenweise durchgeführt hat. Denn Novalis ist einzig daran gelegen, daß die Na-

tur und der Mensch einander möglichst nahe kommen. Das kann geschehen, indem die Natur den Menschen zu sich herüberzieht, oder indem der Mensch die Natur nach seinem Sinne umgestaltet. Diese zweite Möglichkeit beschäftigt die Spätromantik kaum. Sie wird überwältigt; sie gibt sich hin in Lust und Grauen; ihr Einsgefühl mit der Natur und der Geschichte zieht in die Tiefe hinab, in die brauende Nacht des Vergangenen: es ist Schwermut. Und wo wir uns umsehen mögen, begegnen uns immer wieder dieselben Zeichen. Die zukunftsträchtigen Stürmer und Dränger haben Tragödien der Freiheit geschaffen, im „Urfaust", in den „Räubern", in der „Verschwörung des Fiesko von Genua". Die spätromantischen Bühnendichter schreiben Schicksalstragödien, die nach dem Sprachgebrauch der älteren Zeit kaum mehr Tragödien sind, die eine bis zum Schneiden dichte Stimmungsluft auf der Szene verbreiten und die Gestalt des Menschen mit unsichtbaren Fluten der Ahnung, der Angst und des Entsetzens überschwemmen.

Aber auch hier ist zu sagen: die Dichter lassen den Geist der Stunde walten und sprechen ihn unumwunden aus. Schelling vergißt nicht, daß er als Jüngling in einem anderen Klima gelebt und ein geistiges Glück gekostet, ein Gefühl von Gottähnlichkeit gekannt hat, das für die jüngeren Zeitgenossen kaum mehr als Sage verständlich ist. Zu dem Οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν Homers, „so wie heute die Sterblichen sind", gering, dürftig, schwächlich im Vergleich zu den herrlichen Recken des älteren Geschlechts, zu diesem Nestorurteil hat er sich hin und wieder offen bekannt und hat es auch schweigend durch seinen stets zur Verachtung neigenden Stolz verraten. Und doch gelang es ihm nicht mehr, sich durch eine weithin leuchtende Tat über diese Jüngeren zu erheben. Das hat seine Schwermut vertieft und hat ihr etwas Unseliges beigemischt, die Friedlosigkeit eines Menschen, der mit sich selber nicht mehr einig ist und dem sein Selbstgefühl verbietet, sich diese Uneinigkeit zu gestehen. Er klagt manchmal über Hypochondrie, doch immer so, als sei sie ein Zufall, ein ärgerliches Mißgeschick, das bald vorübergehen werde, so 1811 über „Anwandlungen einer sonst ganz unbekannten hypochondrischen Laune" [8] und 1821:

„Es ist vielleicht noch ein Rest meiner so viele Jahre unter ungünstiger und wenig anregender Äußerlichkeit angewachsenen, noch nicht

---

[8] Plitt, II, 269.

völlig, obwohl schon ziemlich besiegten Hypochondrie, die mich ängstlicher als billig macht".[9]

Solche Geständnisse, Worte, die sich selber Lügen strafen möchten, noch ehe sie ausgesprochen sind, erklären uns schließlich auch Schellings Prosa, das wohl nicht schönste, so doch gewiß persönlichste philosophische Deutsch, das je geschrieben worden ist. Die luftige Helle und Widerstandslosigkeit des Identitätssystems weicht einer mit reichstem Gehalt und mehr noch mit einer von der Schwerkraft des Gemüts, von fast übermenschlicher Seelenlast befrachteten Diktion. Doch ebenso spürbar wie die Schwermut ist ein Trotz, der sie nicht will, der unablässig erneute Versuch, den mächtigen triumphalen Schritt der Jugendtage zurückzugewinnen und Siegergebärden auszuführen. Ein erregendes Widerspiel, das erst den ganzen Schelling zeigt, ihn, dem aufgetragen war, nicht nur, im Tübinger Stift, den Atem der revolutionären Frühe zu fühlen und aufzubrechen, trunken von Zukunft, nicht nur, als Goethes Freund, sich einer vollendeten Gegenwart zu erfreuen, und nicht nur, in der Spätzeit, der Magie des Vergangenen zu erliegen, sondern dies alles zusammenzuhalten in einem ständig wachen Bewußtsein und zu bewahren in einem Herzen, das tieferschüttert eines Gottes Leiden mitleidet und doch fest bleibt.

Das ging allmählich über die Kraft. Gerade weil jeder Gedanke Schellings ein Einsatz seiner ganzen Person ist, weil jedes Wort von seinem Kopf und Herzen, von Geist und Seele zeugt, erlischt in den letzten Jahren der Glanz und schließlich auch die dunkle Glut, die in der Freiheitslehre schwelt. Als er 1841 die Professur in Berlin antrat, da bot sich seinem Hörerkreis ein beinah unglaubwürdiger Anblick. Vor wenigen Freunden aus früheren Tagen, die alt und müde waren wie er, und einer großen Menge, die ihm keinen Glauben zu schenken bereit war, die ihn betrachtete wie ein Fossil, ein sonderbares, immerhin bemerkenswertes Ungeheuer aus einer längst versunkenen Welt, erhob er sich und stand er da und wagte er es, die Worte zu sprechen:

„Die Umstände nötigen mich, bei dieser Gelegenheit von mir selbst zu reden: doch eitles Selbstrühmen ist mir fern. Der Mann, der, nachdem er das Seinige für die Philosophie getan hatte, für geziemend erachtete, nun auch andere frei gewähren und sich versuchen zu lassen,

---

[9] **Plitt, III, 5.**

der, selbst vom Schauplatz zurückgezogen, inzwischen jedes Urteil schweigend über sich ergehen ließ, ohne selbst durch den Mißbrauch, der von diesem Schweigen, durch Verfälschungen selbst des geschichtlichen Hergangs der neueren Philosophie gemacht wurde, sich bewegen zu lassen, es zu brechen; der im Besitz — nicht einer nichtserklärenden, sondern eine sehnlichst gewünschte, dringend verlangte wirkliche Aufschlüsse gewährenden, das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtigen Grenzen erweiternden Philosophie ruhig sagen ließ: es sei mit ihm *gar aus,* und der dies Schweigen, ganz und vollständig, nicht eher bricht, als bis eine unzweifelhafte Pflicht ihn dazu auffordert, bis ihm unwidersprechlich klar geworden, jetzt sei die Zeit gekommen, das entscheidende Wort zu sprechen: dieser Mann, meine Herren, hat wohl gezeigt, daß er der Selbstverleugnung fähig ist, daß er nicht an voreiliger Einbildung leidet, daß es ihm um mehr als um eine vorübergehende Meinung, als um einen flüchtigen, schnell zu erlangenden Ruhm zu tun ist.

Lästig, das fühle ich, muß ich wohl zum Teil sein. Man hatte mich untergebracht, ich war konstruiert, man wußte aufs genaueste, was an mir war. Nun soll man mit mir von vorn anfangen und einsehen, daß doch etwas in mir gewesen, von dem man nichts wußte.

Der natürlichen Ordnung der Dinge gemäß sollte statt meiner an dieser Stelle ein jüngerer, der Aufgabe gewachsener Mann stehen. Er komme — ich werde ihm mit Freuden den Platz einräumen. Habe ich doch so manche treffliche jüngere Talente bedauert, die ich aller Orten sich mit Mitteln und Formen abmühen sah, von denen ich wußte, daß sie zu nichts führen können, daß ihnen nichts abzugewinnen sei: wie gern hätte ich sie an mich gezogen, wie gern denen geholfen, die von mir nichts wissen wollten! Nun ich sehen mußte, daß ich selbst Hand anlegen müsse, wenn zustande kommen sollte, was ich als notwendig, als gefordert durch die Zeit, durch die ganze bisherige Geschichte der Philosophie erkannte, und daß ich für dieses Werk eigentlich aufgespart worden — da, als von mir verlangt wurde, in dieser Metropole der deutschen Philosophie, hier, wo jedes tiefer gedachte Wort für ganz Deutschland gesprochen, ja selbst über die Grenzen Deutschlands getragen wird, wo allein die entscheidende Wirkung möglich war, wo jedenfalls die Geschicke Deutschlands sich entscheiden müssen, hier als Lehrer zu wirken: da, in einem so bedeutenden Moment, und nachdem Gott so lang mir das Leben gefristet, der Philosophie, die der Schutzgeist meines Lebens gewesen, nicht zu fehlen, mußte ich als un-

abweisliche Pflicht erkennen, und nur dieser Gedanke, diese klare Überlegung allein konnte mich entscheiden".[10]

Noch immer also ist er erfüllt von der Illusion einer glänzenden Zukunft! Noch immer vermischt sich in diesem Traum sein eigenes Los und das der Zeit und sieht er seine persönliche Geschichte als die der Menschheit an! Aber wie brüchig ist nun der Klang seiner Stimme, wie mühsam behauptet die Sicherheit, mit der er einst seine Feinde erschreckt und die Freunde bezaubert hat! Er war nicht mehr der Mann, auf den die Jugend ihre Hoffnung setzte. Er war ein Wort aus einem abgeschlossenen Kapitel des deutschen Geistes. Und dennoch würden wir heute sagen, daß der scheinbar vermessene Stolz des alten Mannes berechtigt war. Denn jene, die ihn damals mit einer spöttischen Neugier besahen, waren nicht weiter vorgedrungen als er. Sie hatten ihn keineswegs überwunden, sondern nur das Geheimnis vergessen, als dessen Myste er vor sie trat, so ganz vergessen, daß nicht einmal die Abschiedsschwermut übrig blieb.

(Die römischen Zahlen ohne Zusatz beziehen sich auf die Gesamtausgabe der Werke Schellings von 1856 ff.)

---

[10] XIV, 360 f.

DISKUSSION

EUGEN HEUSS:

Es ist außerordentlich schade, daß wir nach diesem wertvollen Referat die Diskussion über das Thema „Naturphilosophie" nicht fortsetzen können. Aber wir müssen wirklich weiter. Der Vortrag von Professor Staiger legt nach dem lebhaften Widerhall, den er gefunden hat, eine neue Thematik nahe. Der Rahmen für die folgenden Gespräche dürfte durch das Stichwort *„Das Lebensschicksal Schellings"* gegeben sein.

KARL JASPERS:

Ich wiederhole nur, was jedem Hörer des Vortrages gestern abend selbstverständlich ist. Es war ein Meisterwerk, wenn ich mir ein Lob gestatten darf, bei dem Satz zu Satz sich fügte, man einfach nicht die Erlaubnis bekam, Nebengedanken zu haben, sondern ständig gefesselt blieb, um die Bausteine jenes Bildes, das am Schluß vollendet dastand, mit dem Vortragenden ein Ganzes werden zu lassen. Das ist ein Kunstwerk. Die Frage ist, ob man ein Kunstwerk philosophisch kritisch analysieren soll oder ob nicht der Künstler das Recht hat, sein schönes Gebilde unangetastet stehen zu lassen. Ich möchte darum ausdrücklich Herrn Staiger bitten, ob er mir eine kritische Analyse erlaubt, die, auch wenn sie mit dem besten Willen anfaßt, unzart anfassen muß. Es könnte ja sein, daß diese Auffassung Schellings ein Anfang wäre zu einem Mythos Schellings. Man könnte sagen, daß, worum es sich hier handelt, als Wirklichkeit gar nicht faßbar sei als nur in der Dichtung. Daß durch die Dichtung hier Wirklichkeit erfaßt werde, bedeute nicht, daß es keine Wirklichkeit sei. Das Große in der Geschichte zeige sich doch im Mythos, hülle sich darin ein und wir schauen es so an. Soweit das, was wir gestern gehört haben, auf dem Wege dahin liegen sollte, möchte ich es nicht verfolgen, nicht in Frage stellen und nicht bejahen. Vielmehr mache ich die grobe Voraussetzung, es handle sich hier um die Mitteilung von etwas, was auf der Ebene der Realität liegt, die wir untereinander durch Tatsachen zu beweisen und zu widerlegen suchen. Da habe ich einige Einwände.

Wenn das Bild auf eine schrecklich einfache Formel gebracht wird — denn die Schönheit des Bildes besteht gerade darin, daß die Melodien abgewandelt wurden, die reichen Modifikationen stattfanden, die Schärfe endgültiger Definitionen mit Recht ausblieb —, wenn ich also grob zusammenfasse, hat uns Herr Staiger folgendes gesagt: Schelling lebt in Jena in einem wundervollen Einklang eines Glückes, ist in einer sich vollendenden Welt einstimmig mit der Natur und mit der Umgebung. Dann aber macht er die Erfahrung der fortschreitenden Zeit und mit dem fortschreitenden Zeitalter spürt er, ohne es

sich völlig klar zu machen, die Unstimmigkeit, die immer größer wird. Er wandert als Fremdling durch die Zeitalter 50 Jahre lang, und das setzt sich bei ihm um in eine Stimmung, die die Grundlage seines nunmehrigen Seinsbewußtsein wird, einer Stimmung, die schwermütig die Schwermut in der Natur sieht und das entsetzliche Verhängnis in der Geschichte. Es ist grob, aber vielleicht nicht ganz falsch, wenn ich es so referiere. Es sind also Behauptungen aufgestellt über Zeitalter im Ganzen und über Schellings Reaktion auf sie.

Nun würde ich für die Zeit jenes glücklichen Einklangs in Jena darauf hinweisen, daß Schelling doch damals die Ballade über den Pfarrer von Drottning gedichtet hat mit dem unheimlichen Inhalt des unbegreiflich Schaurigen —, daß er ferner im Dezember 99, also 24 jährig, in den Stanzen an Caroline jene Verse schrieb, die ich leider, da ich Verse nie behalte, nicht rezitieren kann, deren Inhalt etwa ist: „Alle wollen sie nicht erkennen und denken gar nicht daran, daß die Verbindung mit dem Bösen der Ursprung der Dinge ist". Hier ist das ausgesprochen, was man für einen späten Schelling in Anspruch nimmt, eine nichts weniger als glückliche oder harmonische Einsicht, wenn auch nur in zwei oder drei Zeilen. Wenn man sie das erste mal liest, wenigstens ging es mir so, ergreift einen ein Schlag, wenn man das bei dem jungen Schelling, den wir uns fälschlich so glücklich dachten, nicht erwartete. Herr Staiger selbst hat uns berichtet von der Verzweiflung Schellings nach dem Tode Augustens, nach den Verleumdungen, daß er sie getötet hätte, von der Verzweiflung, die so groß war, daß er nach Carolinens Wort an den Tod zu unrechter Stunde dachte, daß Caroline den Brief an Goethe schrieb und Goethe ihn zu Weihnachten einlud, um ihm zu helfen. Von Glück, von Einstimmigkeit ist da keine Rede.

Ich komme zum zweiten Punkt, der Frage nach dem Zeitalter, dem Jenenser und den darauf folgenden. Die Jenenser Zeit gilt als Paradies, als ein Höhepunkt deutschen Geistes. Wenige kurze Jahre. Dort vereinten sich glanzvolle Geister. Sieht man näher zu und hört man die Berichte derer, die dabei waren, so war es eine Welt voll Eifersucht, voll gegenseitiger Intriguen und Schmähungen, eine Gemeinsamkeit in einem phantastischen Wollen der totalen Welterneuerung. Der berühmte Brief von Steffens an Tieck gibt darüber Auskunft. Diese Zeit ist zu einem Mythos in der deutschen Geistesgeschichte geworden: als ob sie eine glückliche Vollendung gewesen sei. Ich würde diesen Mythos bezweifeln und jedenfalls die Wirklichkeit so sehen: Es war eine Zusammenkunft produktiver Geister hohen Ranges, ohne eigentliche Substanz. Hier ist gleichsam die Brutstätte ebenso von schrecklichen und verhängnisvollen Gedanken, wie von fruchtbaren, ergiebigen Ansätzen. Der Reichtum ist ungeheuer, aber hier setzt sich zum ersten Mal, wenn wir an Philosophien wie die von Kant, wenn wir an ein Wesen wie das Goethes denken, der nicht dabei war, sondern nur Gegenstand sozusagen eines Kultes jenes Kreises war, wenn wir an Leibniz'sche oder andere Welten denken, — hier setzt sich das erste Mal die Verselbständigung der Geistigkeit durch. Das bedeutet die Bodenlosigkeit des produzierenden Geistes als solchen. Den Geist in diesem Sinne muß man unterscheiden von der verantwortlichen Größe einer Kontinuität oder einer radikalen Ursprünglichkeit, unterscheiden von dem, was man

Substanz nennen kann oder nach heutiger Ausdrucksweise Existenz. Es war kein Zeitalter, sondern eine unter vielen anderen bedeutenden Erscheinungen im Gang des abendländischen und deutschen Geistes. Was folgte, waren nicht andere Zeitalter, auf die Schelling reagiert hätte.

Ich würde also in Zweifel ziehen die These, daß Schelling in einer glücklichen Vollendung auch nur ein einziges Jahr gelebt hätte. Er nahm teil an jenem Jenenser babylonischen Turmbau und der ihm folgenden Sprachverwirrung. Was wirklich war in Schelling, das war das Sendungsbewußtsein dieser frühen Jugend, nur dort mit der überlegenen Sicherheit, ganz kurz, auf ein oder zwei Jahre oder noch weniger beschränkt, die vollendete Sicherheit und Gewißheit, die ihn beseelte: es geschieht das Außerordentliche jetzt und durch mich.

Ein realer Hinweis auf die weiteren Zeitalter, denen Schellings Leben gehörte, ist möglich; Schelling hat sie beschrieben. Er bringt im Laufe seines Lebens eine Menge von Allgemeinheiten darüber. Wie viel mehr wußte Goethe vom Zeitalter, wie viel mehr Hegel! Bis ins Konkrete hinein kann man das zeigen. Schelling war sich über das Zeitalter nicht klar. Dies eigentümlich traumhafte Gedankenleben, das er führte, berührte dieses Zeitalter nur so im allgemeinen, daß es ihm immer fremd war oder immer die Katastrophe war, immer in jenem Grundschema totaler Erschütterung aufgefaßt wurde: „Das neue kommt". So war es in der frühsten Jugend, so blieb es. Diese Denkform war stets die gleiche.

Ich würde gegen einen Bruch in der Grundverfassung Schellings weiter darauf hinweisen, daß in der Folge des Schellingschen Lebens, wie uns Herr Fuhrmans heute darlegte, eine außerordentliche Kontinuität ist. Die Wandlungen sind nicht Wandlungen in der Tiefe, sondern Wandlungen der Betonung. Ich würde noch weiter gehen als Herr Fuhrmans und selbst solche Dinge wie, daß Schelling erst zu einem bestimmten Augenblick christlich wurde und die Gottmenschheit Christi zum Zentrum machte, als eine Betonung ansehen. Lesen Sie in den Vorlesungen über das akademische Studium über das Christentum, so sehen Sie, daß ein Christ spricht. Vor allem aber finden sich in der „Philosophie der Kunst" aus den Jahren um 1802 einige Seiten, auf denen ausdrücklich über Christus gesagt wird: Es ist ein Wahnsinn, nicht die Realität Christi als Gottessohn anzuerkennen. Also, wo ist das neue Christentum? Es war längst da. Wir haben gestern von Herrn Staiger das schöne Epikurische Glaubensbekenntnis in dem Teile gehört, der sich auf die Natur bezieht. Den Sinn dieses Naturenthusiasmus zu steigern zu der Grundanschauung, die eine Periode Schellings beherrscht hätte, scheint mir nicht richtig. Schon das Wort Friedrich Schlegels über Schellings „Anfall von Irreligiosität" spricht mit dem Worte „Anfall" das Richtige aus. In dieser Welt der Jenenser Geistigkeit hatte man Anfälle, da fiel einem etwas ein, da machte man es so und so, und alles war ein Moment. In derselben Zeit waren jene Anschauungen des Schaurigen ebenfalls da. Die Kontinuität scheint mir immer dann sichtbar, wenn man die Denkungsart, nicht den Inhalt beachtet. Jenes Glück in der Einstimmung mit der Natur, jener, wie Plessner es nach Goethe nannte, Kompatriotismus mit allem Wesen der Natur, dieses außerordentliche Glücksgefühl Schellings ist später die Seligkeit in der Gottheit

vor der Geschichte und in der ewigen Gegenwart. Und diese Seligkeit kommt dann noch beim alten Schelling sogar mit Berufung auf Spinoza zum Ausdruck. Es ist nicht so, daß das Moment der Seligkeit verloren gegangen wäre. Der Inhalt, mit dem es sich ausspricht, ist ein andrer. Soweit ich damit das Richtige treffe, daß bei Schelling eine verschiedene Betonung von Gehalten, nicht eine grundsätzliche Verwandlung der Denkungsart oder Veränderung seiner Lebensverfassung zu beobachten sei, würde die These von seiner Reaktion auf das veränderte Zeitalter hinfällig sein.

Nun aber versuche ich entgegengesetzt zu denken. Schellings Schwermut, verstanden als seine Reaktion auf ein gewandeltes Zeitalter, ist eine anschauliche verstehende Konstruktion einer Möglichkeit. Ich würde vermuten, daß in Augenblicken des Schellingschen Lebens dieser Zusammenhang, wie ihn Herr Staiger gezeigt hat, vorlag. Die Dokumente, die er uns brachte, beweisen es meines Erachtens nicht, aber möglich ist es. Gerade in dem Sinne, daß er das Zeitalter nicht durchschaute, daß er nur ganz im allgemeinen das Unheil spürte und daß er immer trotzig festhält an der Zukunft, die er durch seine Philosophie herbeiführen will, weil er durch seine Philosophie das Christentum erneuern wird. Diese Schwermut ist dann sich selber undurchdrungen. Ich würde das für durchaus möglich halten.

Wenn Herr Staiger allerdings aus den Briefen die gelegentliche Hypochondrie anführte, so würde ich sagen: die Schelling'schen Briefe — vergleichen wir sie etwa mit den Hegelschen Briefen oder den Kantischen Briefen, von Goethe gar nicht zu reden — sind von früher Jugend bis spät voll von Bemerkungen über seine Gesundheit. Immerfort hat er irgendwelche Störungen, oft erkennt man deutlich normale Erkältungen oder andere Infektionskrankheiten, oft sind es irgendwie neurotische Beschwerden, oft ist es eine Verdrießlichkeit, die durch das ganze Leben wiederkehrt. Gelegentlich spricht er von einer Hypochondrie, die ihm bis dahin unbekannt gewesen sei. Das ist nicht Schwermut im Sinne Staigers, vielmehr etwas, das man aus anderen Gesichtspunkten betrachten und untersuchen muß. Die Schwermut, die wir gestern so schön sahen, die Schwermut, die Schelling später in der Natur sieht, das Rad der Qual, durch Böhme beeinflußt in Bildern und Begriffen, diese Schwermut, die sich selbst wiedererkennt in der Schwermut der Natur und von dorther, ist unleugbar. Sie scheint mir ein richtig beobachteter Zug, dessen Bedeutung und Gewicht in Schellings Leben und Philosophie vielleicht nur gering ist, jedenfalls schwer abzuschätzen ist.

Nun könnten Sie mir sagen, daß ich ganz widersprüchlich mich verhalte. Ich habe gegen die These von der Schwermut als Reaktion auf das Zeitalter gesprochen und dann gemeint, es könnte doch ein Zug von Wahrheit darin liegen. Das scheint mir eine methodologische Erörterung zu fordern. Die Wirklichkeiten, um die es sich handelt, sind von einem unendlichen Charakter. Ob ich als Psychiater einen Patienten vor mir habe, oder ob ich als Geisteshistoriker eine geistige Größe untersuche, der Unterschied mag gewaltig sein, in *einem* ist eine methodologische Übereinstimmung. Ich kann unter keinen Menschen den Strich ziehen und die Bilanz machen und wissen, was er ist. Ich kann in keinem psychiatrischen Gutachten über einen Menschen in toto Bescheid wissen und mag ich ihn auch noch so gründlich erforschen und über

einen großen Menschen erst recht nicht. Wie aber erforschen wir dann die Wirklichkeit der Menschen? Wir machen, wenn wir so glückliche Einfälle haben, wie Herr Staiger, eine idealtypische Konstruktion, die nicht einen logischen Charakter hat, sondern ein anschauliches Bild ist. Mit diesem idealtypischen Bild versuchen wir. Es kommt uns entgegen aus der Wirklichkeit und dann werfen wir es auf die Wirklichkeit zurück. Wir versuchen, wie weit es stimmt und wo die Grenzen erfordern einzusehen, daß es nicht stimmt. So schematisch und kurz diese methodologische Erörterung ist, vielleicht macht sie die folgende Konsequenz deutlich: Wenn wir in der schönen anschauenden Betrachtung bleiben, in die wir gestern abend hineingezogen wurden, ohne Gegeninstanzen in den Tatsachen zu hören, dann verhalten wir uns ästhetisch und fragen nicht nach der Wirklichkeit. Wenn wir aber mit dieser Methode nach der Wirklichkeit fragen, wird plötzlich das Ganze zu dem Werkzeug einer idealtypischen Konstruktion, das wir mit dem Drange ergreifen, herauszubekommen, wo es nicht stimmt, und das ist die wissenschaftliche Methode. Denn dort, wo es nicht stimmt, da fangen die andern Fragestellungen an, und es geht weiter und weiter, nicht in einer beliebigen Summation von Einfällen, sondern in der Ergänzung solcher Konstruktionen.

Um die Kontinuität und die bloße Scheinbarkeit von Brüchen in Schellings Grundhaltung sichtbar zu machen, greife ich aus allen Möglichkeiten eine Betrachtungsweise, die auch nur idealtypisch, auch nur bis zu einer gewissen Grenze Gültigkeit beanspruchen kann, heraus: Vergleichen wir den denkerischen Lebenslauf etwa von Kant oder Hegel einerseits und Schelling andererseits, so würde ich sagen, daß es sich bei Schelling handelt um eine vitale Geistigkeit, die in der Jugend blüht und mit den Lebensaltern ihren Verlauf nimmt. Weil die Geistigkeit als Geistigkeit selbständig wurde, ist sie völlig an die Vitalität gebunden und der Lebenskurve unterworfen. Wo die Geistigkeit hineinwächst, wirklich hineinwächst in eine Sache, die den Menschen beherrscht, und wo der Mensch zum Werkzeug wird, da geht es so wie bei Kant. Kant hat bis in die senile Demenz hinein aus einer Sache heraus noch Einfälle gehabt, die uns interessieren, noch Gesichtspunkte und Formulierungen entworfen, die nicht ganz gleichgültig sind zwischen den vielen törichten Wendungen der Demenz, die in diesen Papieren vorkommen. Die Sache ist es, was durchhält. Und Kant konnte mit Recht das berühmte Wort sagen: „Wenn wir gerade so weit sind, daß wir anfangen können, recht zu philosophieren, müssen wir abtreten und die Sache dem Abc-Schützen übergeben, dem es ebenso geht". Kant hat das erfahren, daß es im Alter gar nicht fertig ist. Bei Hegel liegt solche Erfahrung nicht ausdrücklich vor. Aber unsere Betrachtung kann sehen: hätte Hegel 20 Jahre länger gelebt, das Alter Schellings erreicht, so hätten wir grandiose Werke in dem Stile der Rechtsphilosophie, für die uns jetzt die Vorlesungsnachschriften Ersatz sein müssen. Aber beim Vergleich dieser Vorlesungen mit der Rechtsphilosophie kann man sehen, was daraus geworden wäre, wenn Hegel das Werk vollendet hätte; er war gar nicht fertig. Schelling dagegen hat sich bis zuletzt gequält. Beobachten wir es, so sagt er zwar von früh bis spät: Ich werde ..., so ist er bis zuletzt der Meinung, daß er etwas ausarbeitet und schließlich noch die alte negative Philosophie zur Vollendung bringen will. Er forciert es und erquält das Arbeiten. Aber eine Sache, die ihn

beherrscht, die wir erkennen könnten, bei der wir sagen würden, er hätte sie fertig bringen können, die ist gar nicht da, sondern es ist bei ihm die Geistigkeit schlechthin, die bloße Geistigkeit. Das ist meinerseits ein bedenkliches Urteil und in der Kürze durchaus ungenügend begründet, aber daß diese Geistigkeit sich isoliert hat, das hat die Folge der Versenkung in das Vitale, und die Versenkung in das Vitale bringt ihrerseits vielleicht ein Moment hinzu zu jener Schwermut, die sich selbst nicht begreift. Sie verhindert die Heiterkeit des Endes, die den Philosophen wie Spinoza oder Kant eigentümlich war.

Ich hätte noch einiges hinzuzufügen und bitte, wenn Herr Staiger und andere Herren geantwortet haben, mir vielleicht noch einmal einige Minuten zu geben, um etwas zu sagen, was ich erst dann formulieren kann.

EMIL STAIGER:

Herr Jaspers war so freundlich, meinem Vortrag künstlerische Qualitäten zuzubilligen. Nehmen wir einmal an, er habe diese wirklich gehabt. Dann scheint es so zu sein, daß künstlerische Qualitäten die Sache, über die man spricht, unter Umständen in Mißkredit bringen. Nun glaube ich aber, daß niemand unter uns der Ansicht ist (und Herr Jaspers gewiß am wenigsten), der wissenschaftliche Charakter zeige sich darin, daß einer schlecht spricht oder schreibt. Darüber brauchen wir uns wohl nicht zu unterhalten. Das versteht sich wohl von selbst.

Was Herr Jaspers einwendet, läßt sich am besten in den methodologischen Erörterungen am Schluß zusammenfassen. Ich kann nur erwidern, daß ich diese methodologischen Erörterungen unterschreibe. Es ist mir ganz klar, daß jede Äußerung über einen Menschen immer nur einen Aspekt des individuum ineffabile treffen kann. Aber ich glaube nicht, daß man eine Darstellung, wie ich sie versucht habe, deshalb als eine nur ästhetische einer wissenschaftlichen entgegenstellen darf. Der Unterschied scheint mir darin zu liegen, daß eine Äußerung, die mit wissenschaftlichem Anspruch gemacht wird (und das habe ich getan) in irgendeiner Weise nachweisbar sein muß. Ich kann nicht eine beliebige Phantasie über Schelling erzählen. Ich fühle mich verpflichtet, jedes Wort, das ich ausspreche, nachzuweisen. Und ich glaube, diesen Nachweis führen zu können, wenn Sie mir auch alle zubilligen werden, daß es nicht möglich ist, in einer Stunde alles und jedes nachzuweisen, was über eine so ungeheure Gestalt vorgebracht wird. Die Dokumente, die Herr Jaspers gegen meinen Vortrag ins Feld führt, sind mir bekannt. Ich glaube aber, es ist unrichtig, aus diesen Dokumenten die Folgerungen zu ziehen, die Herr Jaspers gezogen hat. Wenn sich vereinzelte Äußerungen von Trübsinn, von Düsternis auch schon früher finden, so heißt das, daß mit einer Aussage wie „Schelling um 1800 ist eine glückliche Existenz" nur ein Aspekt seines Daseins getroffen ist. Wir müssen uns aber an dominante Züge halten. Von dominanten Zügen glaube ich gesprochen zu haben. Ich führe den Begriff der Dominanz ein, um meine Aussagen in aller Kürze zu rechtfertigen. Eine vollständige Rechtfertigung würde eine mehrbändige Darstellung von Schellings Leben und Werk erfordern.

Nun wäre noch etwas beizufügen. Wenn Herr Jaspers es mir erlaubt, möchte ich mir gestatten, den Spieß umzudrehen und zu erklären: Auch *seine* Äußerungen — z. B. daß Schelling ein reflexiver Geist gewesen sei — sind „nur" idealtypisch, genau so wie die meinen. Man kann den Schnitt also nicht zwischen einer ästhetischen und einer wissenschaftlichen Darstellung führen. Es gibt hier überhaupt keinen Schnitt. Sondern wir sind uns darüber klar, daß jede Aussage nur ein Vorschlag ist, der nachgewiesen werden muß. Wenn er nachgewiesen werden kann, dann stellen wir fest, daß er mit der „Wirklichkeit" etwas zu tun hat, wenn er sie selbstverständlich auch nicht erschöpft.

Darin dürften wir gar nicht so weit voneinander entfernt sein. Ich betone, woran mir am meisten liegt: Ich glaube es ablehnen zu dürfen, daß man in diesem Sinne eine Grenze zwischen einer ästhetischen und einer wissenschaftlichen Darstellung zieht. Ich wiederhole: „Ästhetisch" — das ist nur eine freundliche Kritik, die Herr Jaspers der Form meines Vortrags zuteil werden ließ. Der wissenschaftliche Charakter wird dadurch meines Erachtens nicht berührt. Jede Äußerung, die wir über ein lebendiges Wesen machen, kann nur idealtypisch sein. Das liegt schließlich im Wesen der Sprache.

ERICH ROTHACKER:

Es ist mir nämlich, so autoritativ die Redner über Schellings Schwermut bis jetzt gewesen sind, eigentlich zu wenig von dem Sinn dieser Schwermut die Rede gewesen. Ich nehme aus die Behauptung, die wir eben gehört haben, diese Schwermut hänge zusammen mit der Nachtseite der Natur. Mir scheint aber, daß Herr Schröter heute einen ganz kurzen Satz zitierte, der mit Schwermut viel mehr zu tun hat. Dieser Satz lautete, glaube ich, daß die Vergangenheit ein Abgrund unserer Gedanken sei. Ich finde, daß Schwermut mindestens auch diesen Bezug auf Vergangenheit hat, und nicht nur auf die Nachtseiten der Natur. Es ist viel zu viel von der Genese dieser Schwermut, nicht aber von ihrer Eigenart die Rede gewesen. Die Vergangenheit, und das ist nicht nur die Erinnerung an Caroline, die Vergangenheit spielt bei Schelling eine konstitutive Rolle.

HORST FUHRMANS:

Wir kämen an kein Ende, wollten wir von Briefzitaten her entscheiden, ob Schelling schwermütig war. Ich bin der Meinung, er war es nicht. Und ich stimme Herrn Dr. Schneeberger ganz zu: Wenn man immer diese überaus traurig gestimmten Briefe Schellings über den Tod Carolinens zitiert (1809), dann sollte man mit der gleichen Vorbehaltlosigkeit die strahlenden Liebesbriefe daneben zitieren, die Schelling 1812 an Luise Gotter geschrieben hat, dieses Enthusiastische, daß er sie treffen werde etc. Ich meine aber, es geht um etwas ganz anderes und tieferes. Wir müssen das Ganze auf die grundsätzliche Ebene heben. Was Herr Professor Staiger immer neu durch Zitate gezeigt hat, ist doch dies, daß es in der Romantik einen tiefen Zug von Schwermut gibt. Der

Titel des Schubertschen Buches „Von der Nachtseite der Natur" ist hier ein eminent Wegweisendes. Es ist darum mühelos möglich, bei Schelling Zitate zu bringen, die von der Schwermut des Daseins sprechen und der Melancholie der Natur; vom Grausigen der Natur, ihrer dämonischen Abgründigkeit, vom Nächtigen des Seins etc. Die große Frage ist aber — und das ist keine Frage, die Schelling allein angeht, sondern die Gesamtdeutung der Romantik überhaupt —, was es mit dieser Aufzeigung der Nachtseite des Seins auf sich hat. Kam sie aus Schwermut oder kam sie aus anderem? Ich habe gerade heute morgen zu zeigen versucht, daß sie aus anderem kam: es schwingt darin ein dionysischer Zug! Wenn man dieses Mitklingende — und zwar *sehr* Mitklingende — nicht mithört, verstellt man sich das ganze Phänomen. Hier waltet eine *Freude* am Grausigen, ein erschauernd-seliges Sichausliefern und Sichöffnen für das Abgründig-Nächtige des Daseins. Man ist aufs tiefste *fasziniert* davon. Eine Romantik des Dämonischen ist hier mit im Spiel. Vielleicht habe ich falsch zugehört bei dem von Herrn Professor Staiger Gesagten. Auch ich hatte den Eindruck, daß er die Schwermut Schellings mehr negativ faßte, als ein Zerbrechen im Abgrund der Schwermut. Aber ein Gespräch mit Herrn Professor Staiger hat das mühelos bereinigt und geklärt. Ich darf darum mit einem Zitat Nietzsches zu diesem ganzen Phänomen schließen — und ich bin eigentlich gewiß, daß auch Herr Professor Staiger so das ganze Phänomen und mit ihm die Romantik deutet. Nietzsche schreibt: „Ist Pessimismus notwendig ein Zeichen des Niedergangs, des Zerfalls, des Mißratenseins, der ermüdeten und geschwächten Instinkte? Gibt es vielleicht einen Pessimismus der *Stärke*, eine intellektuelle Vorneigung für das Harte, Schauerliche, Böse, Problematische des Daseins aus Wohlsein, aus überströmender Gesundheit, aus Fülle des Daseins? Gibt es vielleicht ein Leiden an der Überfülle selbst, eine versucherische Tapferkeit des schärfsten Blicks, die nach dem Furchtbaren *verlangt*, als nach dem Feinde, dem würdigen Feinde, an dem sie ihre Kraft erproben kann, an dem sie lernen will, was fürchten ist?" — Wenn der letzte aller Romantiker, Nietzsche, so etwas sagt, dann glaube ich, hat er damit die Sicht der Romantik und ihr Offensein für das Nächtige nur zu genau formuliert. Aber lieber Herr Professor Staiger: hier stehen wir natürlich vor keiner einfachen Rechthaberei mehr, hier stehen wir einfach vor der Urfrage der Deutung der Romantik, und ich denke, im Gespräch sind wir uns sehr klar geworden, daß auch Sie das Dionysische in der Schwermut der Romantik ganz und gar nicht bestreiten. Vielleicht haben wir alle einfach schlecht zugehört und von daher den Eindruck empfangen, Sie wollten dieses Fasziniertsein der Romantiker vom Grausigen nicht wahr haben.

GUIDO SCHNEEBERGER:

Ich möchte nur ein paar Worte verlieren über eine Behauptung, die Herr Professor Staiger gemacht hat betreffend die genaue Datierung des Entstehens der Schelling'schen Schwermut (verstanden im Sinne seiner These). Er datiert das Entstehen dieser Schwermut von dem Tode Carolinens her. Ich möchte diese Behauptung hier mit einigen unmaßgeblichen Bemerkungen doch etwas

in Zweifel ziehen. Es ist wohl so, daß Schelling damals, als der Tod Carolinens eintrat, von einem starken Schock ergriffen wurde, und es ist kein Zweifel, daß er eine starke Verzweiflung fühlte. Er hat sogar, es ist dies gar nicht zu bestreiten, Selbstmordgedanken gehabt (Herr Staiger hat das leider nicht erwähnt). Man muß zugestehen: eine gewisse Zäsur bedeutet dieser Tod im Leben Schellings schon — aber ein derart starker Einschnitt ist es doch wieder nicht. Herr Staiger hat z. B. gesagt, daß die Intensität des Erlebens in negativer Hinsicht bei Schelling von dort an sehr groß sei. Z.B. seine Äußerungen des Hasses seien von da an bedeutend stärker als früher. Das ist etwas, was ich nicht glaube. Denn wenn man sieht, wie er früher schon (*vor* 1806) mit seinen Gegnern umgegangen ist, dann glaube ich, kann man beobachten, daß sein Haß in gewissen Fällen schon damals die äußerste Grenze erreicht hat: z. B. in der Entgegnung zur Rezension seiner philosophischen Erstlingsschrift über die Form der Philosophie überhaupt (diese Rezension war von unbekannter Seite erschienen in Ludwig Heinrich Jakobs Annalen der Philosophie). Auch sonst ist seine Gegnerschaft häufig so haßgeladen, daß man tatsächlich manchmal seinen Augen nicht traut. Z.B. in dem Streit, den er 1802—1803 mit Schütz hatte, dem Herausgeber der Allgemeinen Literaturzeitung. Da ging es sogar so weit, daß Schütz' im Zusammenhang mit diesem Streit verfaßte Schrift „Species facti nebst Actenstücken ..." von Schelling, als er sie erhielt, überhaupt nicht gelesen wurde, und eine Äußerung Plitts in der Briefausgabe scheint zu besagen, die Schrift habe bis ans Ende des Lebens Schellings ungelesen dagelegen! [cf. Plitt I, 253 Anm.]. Ferner scheint noch etwas anderes gegen die Staiger'sche These zu sprechen. Ich meine das ganz simple Faktum, daß Schelling doch bereits drei Jahre nach dem Tode Carolinens wieder geheiratet hat. Es hat mir vorhin (vor der Diskussion) ein nicht ganz unbedeutender Denker gesagt, er würde die Staiger'sche These noch verstehen, wenn diese zweite Heirat eine *Vernunft*heirat gewesen wäre, aber das war sie ja gerade nicht, sondern sie war doch viel mehr! Es war doch eine Ehe, die viel glücklicher war, oder die doch *mindestens* so glücklich war wie diejenige mit Caroline. Wenn man z.B. den Bericht des schwedischen Dichters Atterbom aus dem Jahre 1818 liest — er hatte Schelling besucht und war an der Neujahrsfeier im Familienkreise anwesend —, wenn man das liest, wenn man das ganze Familienleben sieht usw., so glaube ich nicht, daß man da noch im Ernste von einer Schwermut, die von Caroline her datieren würde, sprechen darf. — Dies ein paar Fakten, die ich hier vielleicht etwas leichtfertig gebracht habe, die mir aber doch etwas zu sagen scheinen gegenüber dieser doch wohl überbetonten Dominanz von „Schwermut" bei Schelling — und die auf der anderen Seite besagen, daß, wenn man schon so etwas annehmen will wie eine Überhöhung der negativen Gefühle, diese eben sich nicht erst von dort (d. h. vom Tode Carolinens) her datieren würde.

KARL JASPERS:

Wir scheinen einig. Herr Staiger hat mir zugestimmt und ich ihm in bezug auf den methodologischen Charakter eines solchen Entwurfes über Schellings

Schwermut und ihre Verstehbarkeit. Wenn Herr Staiger gestern abend nicht etwa auf die Grenze dieser Konstruktion ausdrücklich hinwies, nicht auf Gegeninstanzen aufmerksam machte, so läßt sich das ja hinzufügen. Den Idealtypus, den er uns entworfen hat, kann man benutzen als Werkzeug weiterer wissenschaftlicher Forschungen. So scheinen wir völlig einig und sind es auch soweit.

Damit darf es, denke ich, nicht sein Bewenden haben. Auch bei jeder wissenschaftlichen, zumal geisteswissenschaftlichen Untersuchung ist ein Sinn, der Motiv und Befriedigung solcher Untersuchung bringt und der selber nicht wissenschaftlich, sondern philosophisch ist. Nun muß ich, damit der Sinn meiner Schellinguntersuchungen und meiner Kritik am Aesthetischen verstanden wird, zum Abschluß wenigstens durch eine grobe Formulierung noch etwas sagen: Die Einigkeit über den Wissenschaftscharakter, die ich noch vielleicht nicht für ganz endgültig halte, ist nicht das Entscheidende. An das Entscheidende komme ich eher durch folgenden Vergleich: Wenn ich Schelling mit Herrn Staiger in der Schwermut sehe, dann ist meine Haltung, daß ich Schelling zusehe, dieses Bild schaue und an dem Bild als solchem eine Befriedigung habe. Wenn ich einen so schönen Vortrag höre, bin ich ganz dabei, bin hingerissen und dann am Schluß ist es wie ein Ruck. Heraus reiße ich mich und sage zu mir, was tust du da? Ist eine solche Betrachtung philosophisch zu halten? Vergleiche ich das, was ich über die Reflexivität, über die falschen Objektivierungen, über das Sendungsbewußtsein bei Schelling sagte, so ist das alles — die Reflexivität nannten Sie — auch eine ideal-typische Konstruktion; worauf Sie mit Recht hinwiesen. Aber es ist ein gewaltiger Unterschied im Sinn dieser Konstruktionen. Und nun kommt die böse Formulierung: als philosophierendes Wesen kann ich nicht anders, als mit jedem Philosophen umgehen, nicht indem ich ihn betrachte — das kann ich auch, das tue ich auch bis zum psychiatrischen hin —, sondern indem ich mit ihm mich verbünde oder mit ihm kämpfe. Wenn ich die Reflexivität entwerfe, mache ich nicht nur einen betrachtenden Idealtypus, sondern mache ich einen Entwurf, durch den ich angreife. Nun ist das Problem: Darf ich in die schöne Ruhe der Betrachtung dieser Schwermut, dieses eigentümlich tragischen, undurchhellten Daseins Schellings mich einlassen? Die Frage geht sofort weiter: Darf ich mich einlassen darauf, die Nachtseite, das Dyonysische, wie wir es heute gehört haben, betrachtend zu sehen? Ich kann nur bekennen: Von Jugend auf reagiere ich anders. Wo das vorkommt, reagiere ich mit einem unfehlbaren Widerstand und weiß: Mittun oder Widerstand ist das Primäre vor allem Betrachten in der Welt. Der Kampf zwischen Gut und Böse ist das Entscheidende. Dann gibt es in zweiter Linie die Betrachtung. Sie ist philosophisch einwandfrei als echte Forschung, sie untersucht mit Gründen und Gegengründen. Sie ist als solche (ohne den Charakter wissenschaftlicher Untersuchung) als Befriedigung an ihr (für mich wenigstens) gefährlich. Anderen, die es sich leisten können, mag es anders gehen. Wo ich betrachte, werde ich lau. Wo ich betrachte, vergesse ich, daß wir noch hier leben in einer Zufallssituation, in einer scheinbaren Ruhe, in der wir uns solche Betrachtungen nicht gestatten dürfen ohne Gefahr für uns. Ein Gleichnis für unsere menschliche Situation und Wirklichkeit zugleich ist unser gegenwärtiges Dasein. Wir leben wie die Hühner im Hühnerhof und der Bauer beschließt, wann er uns schlachten will. Daß wir aber diesem Bauern gegenüber als Men-

schen nicht passiv sind, daß wir in einer Welt leben, wo jeder geistige Akt, nicht die Schläue der Politiker allein, entscheidet, wo jeder geistige Akt des Philosophierens unter der Verantwortung steht: was bedeutet er, und mag er noch so winzig sein, im Zusammenhang der Vorbereitung des Menschseins für seinen Hinfall an das Totalitäre oder für seinen Widerstand aus der Kraft des Menschseins selber? Mit der Betrachtung als solcher hängt eine ungeheure Gefahr zusammen. Die Betrachtungen sind das Vorübergehende, das auch ich mir immer wieder gestatte. Man geht am Wege in einen Nebenraum und sucht sich in der Kapelle, wenn sie wollen, diese Betrachtung zu erfüllen. Aber das ist nicht das, worauf es ankommt, sondern das, was uns verführen will, und dieser Verführung müssen wir uns ständig in unserem Leben entziehen. Andere mögen anders leben. Ich möchte aber keinen Zweifel darüber lassen, daß die Art des Erörterns Schelling'scher Probleme und Schelling'schen Wesens mir heute durchaus gegenwärtig, in keinem Falle nur eine historische Frage ist, sondern daß in der Weise, wie man mit ihm umgeht, durch jeden von uns etwas geschieht, so winzig wie die Stimmabgabe eines einzelnen unter Millionen Wählern. Aber es ist das, woraus in Wirklichkeit das wird, was werden wird. Dies bedeutet nicht, daß ich Sie angreife, sondern daß ich nur berichte, wie mir diese Betrachtungsweise der Schwermut auf einer Ebene zu liegen scheint, die ich akzeptiere, sofern wissenschaftlich betrachtende Untersuchung, hier contradiktorisch stattfindet, was Schelling historisch gewesen ist — daß ich mir aber nicht gestatte, Schelling bildhaft zu sehen und an einem Bilde — der Schwermut des auf ein sich wandelndes Zeitalter reagierenden tragischen Menschen — eine Befriedigung zu haben. Viel wesentlicher ist es mir, das zu sehen, womit die letzten Entscheidungen stattfinden. Ich sage das, um gerade zu stehen und mich nicht mutlos zu verbergen, bitte ohne Aggressivität gegen irgend jemand von Ihnen. Denn vielleicht sind wir ja alle darin einig und handelt es sich nur um die Klarheit der Ausdrucksweise. Ich rede von meinem Umgang mit dem, was mir betrachtend begegnet, wobei ich mich nicht als das Individuum fühle, sondern als philosophierender Mensch im Zusammenhang einer Macht im Raum der Mächte, die ich nicht überblicke, wo ich nur weiß, wo ich stehe und was ich will.

EMIL STAIGER:

Die Diskussion macht Kreuz- und Quersprünge. Es ist aber allgemeiner Brauch, daß der Angegriffene noch kurz repliziert.

Zunächst: Ich habe nicht gesagt, daß Schellings Schwermut mit Carolines Tod beginne. Darauf brauche ich also nicht zu antworten. Zweitens, was den scharfen Ton in Schellings Rezensionen betrifft: Das scheint mir ein unhistorischer Tadel zu sein. Dieser kritische Ton war damals landesüblich. Mit denselben Worten müßte man Lessing verdammen.

Ferner: Über die Motive von Schellings zweiter Heirat zu sprechen, würde ich mich nicht getrauen. Das sind Dinge, die überhaupt nicht beurteilt werden können.

Was die „Schwermut" betrifft: Es wird jetzt darüber hin- und herdiskutiert,

ob Schelling denn wirklich „schwermütig" gewesen sei. Ich habe den Begriff aber nicht in psychologischem Sinne gebraucht. Ich habe die Schwermut (und darüber habe ich mich zu meiner Freude mit Herrn Fuhrmans einigen können) im Schellingschen Sinn verstanden; und da wird sie begriffen als das Organ für eben diese Nachtseiten, von denen Herr Fuhrmans sprach, als Organ für den Abgrund der Vergangenheit. Sie darf also mit gutem Grund als eine positive Eigenschaft aufgefaßt werden.

Endlich noch zu den Schlußworten von Herrn Jaspers. Dieses Anliegen ist mir höchst ehrwürdig. Ich würde nur dazu bemerken, daß das mit dem ersten Teil seiner Kritik nichts zu tun hat, und würde für meine Person (und mit derselben Bescheidung, die Herr Jaspers geübt hat) erklären, daß ich in dieser Betrachtung, in diesem bildhaften Schauen einen ganz großen Sinn erblicke und daß es mir an der Zeit schiene, daß man endlich einmal eine Schrift gegen Nietzsches zweite Unzeitgemäße Betrachtung verfassen würde, um die ganze Breite des Historischen wieder aufzureißen, weil gerade im Historischen ein Quell der Freiheit springt, der auf keine andere Weise zu gewinnen ist.

WALTER ROBERT CORTI:

Von Hegel stammt das Wort: „Ein großer Mann verdammt die Menschen dazu, ihn zu explizieren". Hier nur ein Hinweis auf eine Dissertation aus der Universitätsnervenklinik in Tübingen (Prof. Dr. E. Kretschmer) von Siegfried Gußmann: „Konstitutionsbiologische Phaenomene in Schellings Leben und Werk" (1950). Schelling gehört nach ihr keinem reinen Konstitutionstypus an, neigt aber zum pyknischen Habitus mit athletischen Zügen. Die Schwankungen in der Produktivität werden der cyclischen Komponente zugeschrieben, die Zähigkeit im Durchhalten seiner Grundeinstellung der athletischen. Ohne diese Sicht überschätzen zu wollen, mag sie auch für die Deutung von Schellings „Schwermut" Aufhellendes beibringen; Gußmann selbst sieht hier kein zentrales Thema, seine Arbeit regt jedoch an, auch an eine konstitutionsbiologische Fundierung zu denken.